

Zeitschrift:	Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften
Herausgeber:	Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften
Band:	6 (1932)
Artikel:	Volkstümliches
Autor:	Kolly, Germann
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-956621

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heimatisch schönes Bauwerk aus Dorf und Landschaft geschwunden, um einem kalten, modernen Steinbau Platz zu machen, mit dem sich weder Einheimische noch Fremde, weder Kunstkennner noch Laien versöhnen können.

Wie schon bei allen früheren, so zeigte sich auch bei den letztgenannten Arbeiten am Gotteshause wieder der Opfersinn des Gifferservolkes, denn ein guter Teil all der Kosten für Erneuerung, Erhaltung und Verschönerung der Kirche konnte aus den freiwilligen Gaben der Pfarreiangehörigen bestritten werden.

Möge dieser edle Geist auch fernerhin unser braves und gesundes Volk beseelen und stets neue Früchte bringen, — zum Wohle, zur Ehre und zum Ruhme der Pfarrei Giffers.

Volkstümliches.

Alte Bräuche und Meinungen.

1. Vom Mond.

Der Glaube, dass der Mond auf Wachstum und Entwicklung der Menschen, Tiere und Pflanzen einen Einfluss habe, ist alt und heute noch verbreitet. Einige Beispiele :

Den Kropf muss man bei abnehmendem Monde salben, dann wird er verschwinden. Wird er aber bei wachsendem Monde gesalbt, so nimmt er an Volumen noch zu.

Ein Wassergraben soll bei abnehmendem Monde geöffnet werden, sonst wächst er wieder zu.

Erbsen und Bohnen müssen im « Nüü » gepflanzt werden, ebenso der Kabis, wenn er nicht Kröpfe bekommen soll. Manche Leute aber setzen die Bohnen an Bonifazi (14. Mai), denn das sei der richtige « Pfafjulenpatron ».

Kartoffeln, Zwiebeln und Rüben darf man nur im « Wädel » setzen, sonst « schiessen sie ins Kraut ». Bei den Rüben muss man ferner noch beachten, dass sie im Zeichen des

Fisches in die Erde kommen, dann werden sie hübsch und glatt wie ein Fisch.

Die « Metzgeta » soll bei zunehmendem Monde vorgenommen werden, dann « pleeit » (= bläht) sich der Speck im Hafen. Wird im Wädel geschlachtet, so « züpft » er sich.

2. Von den Bienen.

Die Bienen erfreuen sich einer grossen Verehrung. Der Honig ist ein « gar vürnehmes » Mittel gegen die meisten Krankheiten, besonders aber gegen Husten, Halsweh, Blutarmut und Schwäche. Alten Leuten gibt er Kraft und neuen Lebensmut; Kinder macht er blühend und rotwangig. Die Bienen gelten auch als kluge Tierchen. Sie « kennen » den Bienenvater ganz genau. Sie summen und brummen oft zu Hunderten um ihn herum, als ob ihm jedes etwas ins Ohr sagen wollte; aber keines sticht ihn. Das sollte ein « anderer » probieren! Der Bienenvater muss aber auch ein sanftmütiger Mensch sein. Einen Flucher oder Trinker dulden die Bienen nicht. Wenn der Bienenvater stirbt, dann muss jemand aus der Familie dies den Bienen kund tun. Das geschieht meist so: Man « lüpft die Bennen » (Körbe) oder öffnet den Kasten, klopft ans Fenster und spricht: « Oewa Vater ist toet! » Wird das unterlassen, so sterben im folgenden Jahre alle « Stöcke » ab.

Noch eine Eigenart muss hier erwähnt werden. Das Volk sagt nämlich mit Wissen und Absicht von einem Bienchen *nie* etwa: « As isch düri kit », sondern immer wie man von Menschen sagt: « As ischt gschtörbe », oder « as ischt toet ». Darum auch die Redensart: « Ma törfi a kis Bieni töte ».

3. Von der Hauswurz (*Sempervivum tectorum*).

Noch vor wenigen Jahren sah man in unserer Gegend da und dort Häuser, deren Schindeldach ganz von Hauswurz überwuchert war. Wenn man fragte « fur was as dia sigi? » so erhielt man meist zur Antwort: « Dass der Blitz nit i z'Huus schleegi ». Das Volk glaubte nämlich, die Pflanze bringe dem Hause Glück und halte den Blitz vom selben ab. Dieser Glaube ist uralt und reicht in die heidnische Zeit zurück. Da war die Hauswurz dem Gott Donar geweiht und hiess « Donarsbart »

oder « Donnerbart ». (In Holland noch heute « Donderbaerd ».)

Aber auch als Heilpflanze ist sie in hohem Ansehen. Wer Zahnweh hat, der nimmt Hauswurzblätter, zerkaut sie und behält den Saft im Munde. Bald schwindet der Schmerz. Bei Ohrenweh zerquetscht man einige Blätter undträufelt den Saft in die Ohren. Auch bei manchen Viehkrankheiten wird Hauswurz mit Erfolg angewendet. Die alten Schmiede kochten Hauswurzblätter in Regenwasser und brauchten diesen schwarzen, sauren Absud zum Härteten von Waffen und Geräten.

Mancher Ehemann nennt seine teure Gefährtin scherhaft « mit Huuswürza ».

Wenn die Hauswurz auf dem Dache blüht, dann wird im selben Jahre jemand im Hause sterben.

4. Die Lostage.

Es gibt bei uns noch viele Leute, welche die Witterung des kommenden Jahres voraus zu bestimmen suchen. Das wird so gemacht : Der Hausvater nimmt in der Christnacht, kurz bevor er zur Mitternachtsmesse geht, eine Zwiebel, schneidet sie entzwei und zerlegt die beiden Hälften in 12 Schalen. Diese werden in einer Reihe auf den Tisch gebreitet und in jede eine Prise Salz gestreut. Jede Schale bedeutet einen Monat ; die äusserste links ist der Januar, die zweite der Februar usw. Nach der Mette werden die Zwiebelschalen untersucht. Jene, welche « geschwitzt » haben, verkünden die nassen und die übrigen die trockenen Monate des Jahres. Das Ergebnis wird im Kalender notiert.

Häufiger aber befragt man die sogenannten « Lostage » nach der Witterung des kommenden Jahres. Als Lostage werden bezeichnet die zwölf Tage von Weihnachten bis Dreikönig. (6 Tage im alten Jahr und 6 im neuen.) So wie das Wetter am St. Stefanstage ist, so wird es im Januar sein. Der 27. Dezember entspricht dem Februar, der 28. dem März usw. An jedem dieser Tage wird das Wetter genau beobachtet und abends im « Pratik » eingetragen.

In diesem Brauche steckt noch ein Ueberrest aus heidnischer Zeit. Unsere Lostage entsprechen den heiligen Zwölfen der Alemannen. Da fuhr der Gott Wodan nächtlich mit seinem wilden Heere im Sturme über die Erde und allen dunklen Mächten war Gewalt gegeben.

5. Die letzte Frucht.

Man hört bei uns noch hie und da einen alten Bauer sagen, man solle im Herbst nicht das letzte « Gröütschi » von den Obstbäumen herunterschlagen, sondern noch einige Früchte am Baum lassen, für die hungrigen Vögel. Der Baum werde das nächste Jahr noch viel mehr Früchte tragen. Das ist gewiss ein schöner und sinniger Brauch, der in unserer materialistischen Zeit ganz besonders wohltuend wirkt. Es liegt auch eine Wahrheit in ihm. Die Vögel sind ja bekanntlich die fleissigsten Vertilger der Obstbäumschädlinge. Wer die Vögel schützt, der nützt dadurch seinem Obstgarten. Dennoch liegt diesem schönen Brauche eine heidnische Idee zu Grunde. Die alten Deutschen liessen die letzte Garbe auf dem Acker stehen und an den Bäumen die letzten Früchte hängen. Wenn dann der Gott Wodan über die Erde ging, so nährte sich sein Pferd von der Garbe und der Gott selber pflückte die letzten Früchte von den Bäumen und segnete diese mit Fruchtbarkeit.

Es singt der Dichter von « Dreizehnlinde » :

Knechte, seid nicht allzu eifrig,
Jedes Hälmlein heimzuholen :
Lasst der Flur die letzte Garbe
Für des alten Wodans Fohlen.

Lasst dem Baum den letzten Apfel
Für den alten Wodan selber ;
Voller trägt aufs Jahr der Wipfel,
Und der Weizen färbt sich gelber.

6. Das geweihte Seil.

Von einem alten, schönen Brauch, der leider jetzt verschwunden ist, soll noch berichtet werden. Er stammt aus der Zeit, da in den Bauernhäusern noch gesponnen wurde.

Schon im Sommer brachte man eine Garbe schöner Flachsstengel auf den Estrich. Am Hl. Abend wurden diese nun heruntergeholt und « gerätscht » und « gehächelt ». Das « Kuder » wusch man und trocknete es auf dem Ofen. Dann wurde es gesponnen und aus dem Faden endlich ein Seil gedreht. Das musste alles eilig gehen, denn das Seil wurde noch in die Kirche getragen, wo es der Priester nach der Mette segnete.

Wenn dann ein Stück Vieh sich blähte, holte man das Seil hervor und band es dem Tiere fest um den Leib. Die Blähung ging nicht weiter, sondern setzte sich nach und nach, Alte Leute behaupten noch heute, es sei *nie* vorgekommen, dass man ein so behandeltes Tier habe stechen oder gar schlachten müssen.

7. Glücks- und Unglückszeichen.

Unsere heidnischen Vorfahren glaubten aus dem Rauschen des Windes und der Wellen, aus den Zuckungen der sterbenden Opfertiere Glück und Unglück voraussagen zu können. Aber auch heute noch gibt es Leute, die an gewisse Vorzeichen des Glücks und des Unglücks glauben. Hier einige Beispiele :

Wer am Morgen ausgeht, an die Arbeit oder auf eine Reise, der wird am selben Tage wenig Glück haben, wenn die erste Person, welche ihm begegnet, eine Frau ist.

Ebenfalls kein Glück hat derjenige, der am Morgen mit Spinnen in Berührung kommt. Daher der Spruch :

«Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen.»
Spinnen am Abend hingegen bedeuten Glück.

Wer von Läusen träumt, der wird bald darauf Geld bekommen. Die Summe richtet sich meist nach Grösse und Anzahl der geschäuteten Kopfbewohner.

Wer im Traume ein Haus brennen sieht, wird bald einen grossen Zorn erleben müssen.

Unglücksboten sind ferner die Raben und die Elstern, besonders wenn sie nahe an die Häuser herankommen und schreien.

Wer im Frühling zum erstenmal den Kuckuck rufen hört und im selben Augenblick kein Geld bei sich hat, der wird das ganze Jahr an Geldmangel leiden.

Wer sich unter einen Regenbogen stellen kann, dem wird es Gold regnen.

Wenn du einen Stern fallen siehst und im selben Augenblicke einen Wunsch aussprechen kannst, so wird dieser Wunsch sicher in Erfüllung gehen.

Wenn dir das linke Ohr klingelt, so kannst du sicher sein, dass im selben Moment jemand über dich schimpft. Klingt dir aber das rechte Ohr, so lobt dich jemand.

Womit man sich beschäftigte.

Der Grossteil unserer Bevölkerung gehörte immer dem Urstande an. Der Bauer lebte äusserst einfach und anspruchslos. Beinahe alles, was er brauchte, produzierte er selbst. So baute er vor allem genügend Brotgetreide an. Zahlreiche Kornspeicher und Ofenhäuser erinnern noch an jene Zeit. Auch Flachs und « Bühna » wurden gepflanzt und selbst verarbeitet. Das Spinnrad fehlte in keinem Bauernhause.

An tüchtigen Handwerkern hat es früher auch nicht gefehlt. Den Kunstsinn der Schmiede bewundern wir an handgeschmiedeten Grabkreuzen, Türschlössern, Türspangen und Gittern. Von der Kunstfertigkeit der Schreiner zeugen die prächtigen, geschnitzten und bemalten Schränke, Kästen, Wiegen usw. Ein besonderes Lob gebührt ferner den Zimmerleuten für die heimeligen Holzhäuser mit den freundlichen Giebeln und sonnigen Lauben.

Die Grabenmühle wird schon im 16. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Ihr lustiges Klappern ist vor einigen Jahrzehnten verstummt.

Im Sageloch stand eine Sägerei. Von ihr ist schon längst keine Spur mehr zu sehen.

In der Färtschera war schon vor 1431 eine Mühle und eine Stampfe; später kamen noch eine Säge und eine « Reibe » hinzu. Heute stehen alle Räder still.

An der Aergera rauchten einst an mehreren Orten Kalköfen.

Auf dem Kreuzacker wurden Kohlen gebrannt.

Im Eichholz standen nicht weniger als drei Ziegeleien. Manches moosbewachsene Dach in der Stadt und im Sensemeland trägt heute noch Giffersziegel.

Die Aergerenfelsen lieferten von altersher geschätzte Sandsteinplatten für Ofen, Treppen, Gesimse usw.

Die Wirtschaft wird schon im Jahre 1590 urkundlich erwähnt.

So hat die heimatliche Scholle allzeit Arbeit und Brot gegeben. Vielleicht nicht allen. Diesen oder jenen trieb es in die weite Welt hinaus, um dort sein Glück zu erringen.

Von den Schicksalen und Abenteuern eines solchen Wanderers erzählt das folgende Kapitel.

Jakob Lauper.

Jakob Lauper, Sohn des Christoph und der Anna, geb. Zbinden, erblickte am 5. April 1815 in der Poplera bei Giffers das Licht der Welt. An den Ufern der wilden Aergera wird er seine ersten kühnen Bubenstreiche verübt haben. Von den rastlos dahineilenden Wellen scheint er seine Unrast geerbt zu haben, und hier am Flusse, beim Betrachten des Wellenspiels, wird wohl auch die erste Sehnsucht in dem Knaben erwacht sein, gleich den Wellen einmal hinauszueilen in die weite Welt.

In der Dorfschule zu Giffers erhielt er seine erste Ausbildung. Dann studierte er eine Zeitlang am Kollegium in Freiburg. Doch trat er vor Abschluss der Studien wieder aus; es scheint, er sei wegen irgend eines Streiches verfolgt worden. Jakob Lauper verliess Vaterhaus und Heimat und wanderte nach Rom. Dort diente er einige Jahre in der päpstlichen Schweizergarde. Doch eines Tages verleidete ihm auch die Ewige Stadt mit ihren Herrlichkeiten. Er schrieb seinem Vater, dass er wieder nach Hause möchte, aber leider kein Geld habe. Der Vater schickte ihm das Reisegeld und wartete nun voll Freude auf die Heimkehr des Sohnes. Aber er harrete vergebens. Der Sohn vertat in fremdem Lande das Geld und statt seiner langte nach geraumer Zeit ein Brief von ihm zu Hause an, in welchem er den Vater nochmals um das Reisegeld bat. Der Vater schickte es und wartete wieder voll Sehnsucht auf die Ankunft des Sohnes. Doch dieser säumte lange. Eines Abends klopfte ein müder Wandersmann in der Poplera an und bat um Speise und Nachtlager. Beides wurde ihm gewährt. Während der Fremde die Suppe ass, fragte er den Hausvater: « Aber Papa, kennt ihr mich denn eigentlich nicht mehr? » « Mein Gott, » rief der Vater in freudigem Schreck, « bist du's, Zahggi? (= Jakob), das hättest du mir nicht antun sollen. » Der Vater starb wenige Jahre später.

Am 13. November des Jahres 1843 verheiratete sich Jakob Lauper mit seiner Kusine, Elisabeth Lauper. Er erwarb sich ein Heimwesen im Eichholz. Sein Bruder übernahm das väterliche Gut in der Poplera. Jakob war zur Zeit des radikalen Regimes einige Jahre Friedensgerichtsschreiber (Nach andern soll er Friedensrichter gewesen sein). Im Verlaufe der Jahre

geriet er in finanzielle Bedrängnis und seine Lage verschlimmerte sich immer mehr. Doch, wozu sich noch länger an diesem Orte mühen und plagen, um schliesslich doch nur Misserfolg zu ernten. Jakob Lauper hatte ein Stück Welt gesehen und er wusste, dass das Glück nicht nur auf der heimatlichen Scholle, sondern auch anderswo zu erkämpfen war. Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn wieder in die weite Welt hinaus. Eines Abends nahm er Abschied von Frau und Kindern und wanderte fort, — durch fremde Dörfer und Städte, über Länder und Meere, und legte den Wanderstab erst im fernen Neuseeland nieder (das mag zwischen 1858 und 1860 gewesen sein). Hier machte er zuerst mit einem englischen Forscher, namens Drake, weite Reisen zur Erforschung der Insel, welche ca. 30 Jahre zuvor von den Engländern in Anspruch genommen und nun kolonisiert wurde. Lauper muss sich da ausgezeichnet haben, denn 1863 wurde er von der englischen Regierung zur Begleitung des Herrn Whittecombe, Ingenieur aus Canterbury, bestimmt, welcher den Auftrag erhalten hatte, einen Durchpass über die Gletscherkette zu suchen, welche durch das Zentrum Neuseelands sich ziehend, die Ost- und Westseite dieser Insel voneinander trennt. Lauper machte die Expedition mit und gab nachher der Regierung einen genauen Bericht über deren Verlauf ab. Dieser Bericht war in englischer Sprache abgefasst. Er erschien 1863 (im Urtext) in der Gazette d. Canterbury und 1871 in deutscher Uebersetzung als Feuilleton in der « Freiburger Zeitung » und endlich als Separatabdruck der « Freiburger Zeitung » in Form einer Broschüre (Zu haben in der schweiz. Landesbibliothek Bern : A. 270²²), betitelt : « Reisen und Erlebnisse des Herrn Jakob Lauper von Giffers (Kt. Freiburg) in Neuseeland ». Es folgt hier ein kurzer Auszug aus dem « amtlichen Bericht » Laupers an die Regierung von Canterbury :

Die Expedition verliess Christchurch am 13. März 1863. Sie bestand aus Ing. Whittecombe, Jakob Lauper und zwei weiteren Begleitern. Das Wetter war günstig. Es ging steil aufwärts gegen das Schneegebirge. Am 21. März schickte Whittecombe die zwei Begleiter mit den Pferden zurück. Er wollte mit Lauper allein den Durchpass suchen. Sie nahmen mit : 1 Beil, 1 Blechflasche, Stricke, Tassen, Tee, 8 Pfund Zucker, Tabak, Zündhölzchen, Salz, 2 Decken, math. Instru-

mente und die Hauptsache : Zwieback für 14 Tage (pro Tag 4 Stück), Whittecombe meinte, die Expedition werde schlimmstenfalls kaum 14 Tage dauern. Am andern Tage gerieten die beiden in ein heftiges Schneegestöber. Trotzdem gelang es ihnen, die Höhe des Gebirges zu erreichen. Bis hierher ging noch alles gut. Nun sollte über die andere Seite des Gebirges der Abstieg erfolgen. Das war eine schwierige Aufgabe, denn noch kein Verwegener hatte es gewagt, diese Fels- und Gletscherwildnis zu betreten. Aus einer Seitenschlucht stürzte ein Fluss heraus. Whittecombe entschloss sich, dem Laufe desselben zu folgen, — abwärts, bis zum Meere. Es hörte auf zu schneien und fing an zu regnen. Der Schnee schmolz, von allen Felsen stürzten Bäche nieder und der Fluss schwoll an. Die Lebensmittel, welche Lauper bei sich trug, wurden nass. Der Zucker schmolz und floss durch die Decken. Der Zwieback wurde zu Teig und sauerte am Feuer. Whittecombe und Lauper gingen immer dem Fluss entlang. Zu beiden Seiten desselben erhoben sich hohe Felsen. An manchen Orten mussten sie über dieselben klettern und an schwindligen Abgründen vorbeikriechen. Eines Tages war der Weg so beschwerlich, dass sie mit Aufbietung aller Kräfte vom Morgen bis zum Abend nur 200 Ellen weit kamen. Doch erlebten sie bald darauf auch eine Freude. Im Sande eines Nebenflusses, den sie überschreiten mussten, fanden sie Goldkörner. Whittecombe setzte grosse Hoffnungen auf diese Entdeckung ; die englische Regierung hatte nämlich jedem, der eine Goldmine entdeckte, eine Belohnung von 1000 Pf. Sterling versprochen. Von hier weg ging die Wanderung durch Gebüsche, Sümpfe und Wälder. Da endlich hörten sie ganz in der Ferne das Meer rauschen. Lauper kannte jetzt die Gegend ; er war mit Drake schon hier gewesen. Die Lebensmittel waren alle aufgezehrt. Mit unsäglichen Mühen und Anstrengungen (Ueberschreiten der vielen Nebenflüsse) gelangten sie endlich an das Meer. Der Fluss, dem sie von der Quelle bis zur Mündung 13 Tage lang gefolgt waren, war der « Rakaia ». Während dieser Zeit waren die beiden stets Tag und Nacht durchnässt gewesen.

Whittecombe und Lauper wanderten jetzt 5—6 Meilen dem Meeresstrande entlang und kamen an den « Brunner-River ». Sie gingen durch den Fluss, setzten ihren Weg fort und gelangten nach Mitternacht an den « Teremakan ». Diesen Fluss

wollten sie andern Tags überqueren und weiterwandern bis zum « Buller », wo sie ein Schiff zu erreichen hofften. Am Ufer fanden sie zwei alte Boote. Sie besserten dieselben aus, banden sie zusammen und wollten hinüberfahren. Als sie aber mitten auf dem Flusse waren, füllten sich die Boote mit Wasser und sanken unter. Whittecombe warf schnell den Rock weg und schwamm gegen das jenseitige Ufer. Lauper konnte nicht schwimmen. Er hielt sich an den Booten fest, wurde von den Fluten fortgerissen und auf das Meer hinausgetragen. Die Meereswellen trieben eine Zeitlang mit ihm ihr Spiel und schwemmten ihn endlich an den Strand. Es war dunkle Nacht und der Regen goss in Strömen hernieder. Lauper war völlig entkräftet und schlief ein. Als er am andern Vormittag erwachte, sah er die Sonne nur mit einem Auge, das andere war voll Sand. In allen Gliedern wühlte der Schmerz, und ein furchtbarer Durst peinigte ihn. Mit Aufbietung aller Kräfte konnte er sich endlich aufmachen und zu trinkbarem Wasser gelangen. Lauper schreibt : « In meiner Jugend hatte ich mit grossem Vergnügen die Geschichte von Robinson Crusoe gelesen und ich wünschte mir sein Los ; nun ich mich ganz in der nämlichen Stellung befand, kam mir seine Geschichte nichts weniger als kurzweilig vor. »

Lauper wanderte weiter ; doch plötzlich sah er vor sich zwei Stiefel aus dem Boden herausragen. Eine schlimme Ahnung stieg in ihm auf und er begann mit den Händen den Sand wegzuscharren. Da lag vor ihm der Ingenieur Whittecombe. Er brachte den Toten an eine erhöhte Stelle und begrub ihn im Sande. Lauper schleppte sich dann mühevoll zwei Tage ohne Nahrung weiter. Doch kein Haus und kein Mensch war zu finden. Völlig ermattet legte er sich zum Sterben hin und seine Gedanken schweiften über Länder und Meere in die Heimat zu den Seinigen. — Da plötzlich drang Hundegebell an sein Ohr und in der Ferne erblickte er den Schein eines Feuers. Nun erwachte neuer Lebensmut in ihm. Mit Aufbietung der letzten Kraft ging er dem Feuerschein entgegen und kam zur Hütte eines Maori (Eingeborenen). Hier konnte er sich endlich mit Speise und Trank stärken. Nach einer neuen zweitägigen Wanderung gelangte er zu einem Kolonisten namens Howith. Dieser gab ihm ein Pferd, auf welchem dann Lauper nach Christchurch zurückritt.

Die englische Regierung belohnte Lauper mit einer jährlichen Pension von 100 Pfund Sterling. Whittecombe's Witwe erhielt eine solche von jährlich 1000 Pfund Sterling. Lauper blieb noch einige Jahre in Neuseeland, machte verschiedene Reisen und wurde angeblich Eigentümer von grossen Ländereien.

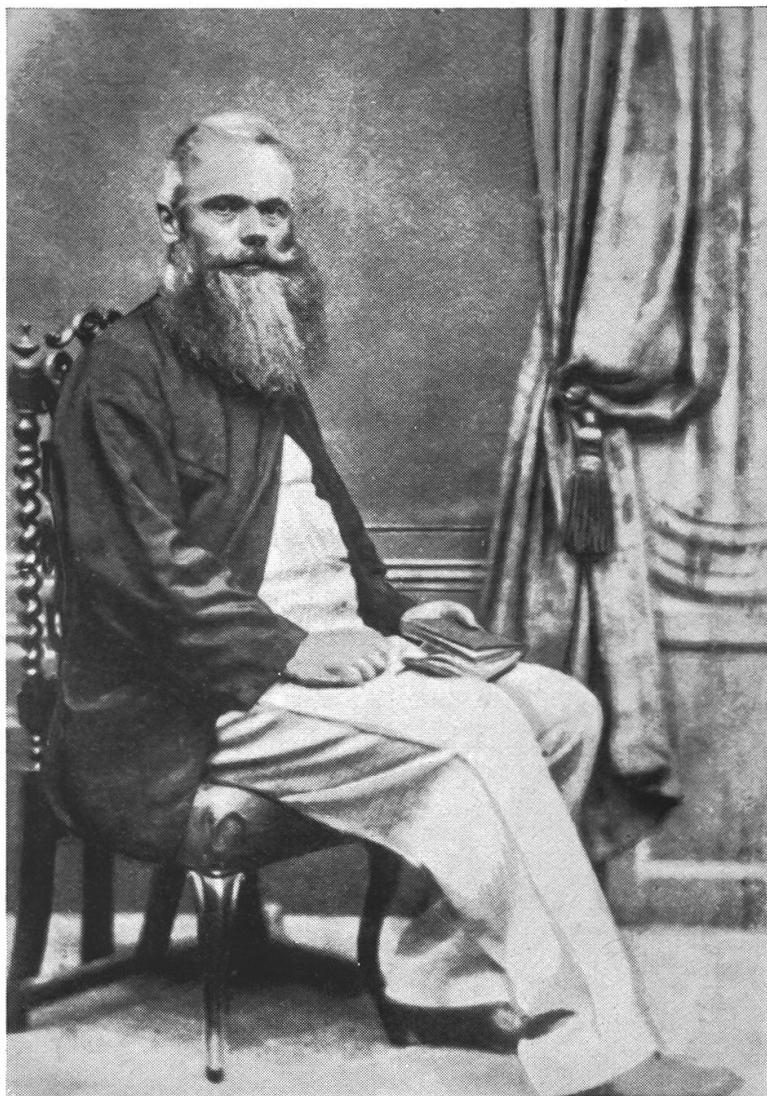
Doch eines Tages trieb es ihn wieder heim, zu den Seinigen. Kurz vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges tauchte er wieder in Giffers auf. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich hier die Nachricht, Jakob Lauper sei wieder da. Und erst was man zu erzählen wusste über alle die Dinge, die er mitgebracht: Felle von wilden Tieren, Papageien, drei Goldklumpen, allerlei Waffen, eine ganze Wand voll Gewehre, Pistolen, Säbel, Stilets und andere Sachen. Lauper konnte alle seine finanziellen Angelegenheiten in Ordnung bringen. Mit Feuereifer bearbeitete und verbesserte er sein Gut im Eichholz. Er schaffte einen Pflug an, der in seiner Art etwas ganz neues war. Von nah und fern kamen die Bauern, um dieses Wunderding zu sehen und wohl auch um Lauper von seinen Reisen und Abenteuern erzählen zu hören. Am Sonntag, nach dem Gottesdienste, da bildete das Volk auf dem Kirchplatz einen Ring wie an der Landsgemeinde. In der Mitte stand Lauper, eine Hühnengestalt, mit langem grauem Bart und wettergebräunten Gesicht. Er erzählte der lauschenden Menge von fernen Ländern und Meeren, von fremden Völkern und ihren Sitten, von seinen weiten Reisen und kühnen Wagnissen.

Zur Zeit des Siebzigerkrieges kaufte er zwei Bourbaki-hengste, fütterte sie auf und machte aus ihnen wilde Renner. Noch heute erzählen die alten Leute, wie er immer zweispännig in die Stadt gefahren sei. Schon von weitem hörte man Räderrollen. Die Mütter sprangen auf die Strasse und riefen den Kindern: « Flieht, flieht, flieht, Laupers Zahggi chunt! » Näher und näher tönte das Rollen. Jetzt brauste es vorbei wie die wilde Jagd; die Pferde im gestreckten Galopp, Lauper, mehr auf dem Wagen stehend als sitzend, straff die Zügel führend wie ein Wagenlenker im römischen Zirkus. Nur einen Augenblick dauert's -- vorbei ist's wie ein Geisterspuck. In der Ferne noch hörte man verhallendes Räderrollen. —

Wenn Jakob Lauper von Gestalt ein Riese war, so war er es nicht weniger auch an Kraft und Energie. Ihm war kein

Hindernis unüberwindbar ; den Elementen hatte er getrotzt und dem Tode wohl dutzendmal kaltblütig ins Antlitz geschaut. Die weite Welt hatte er durchwandert und unter fremden Völkern hatte er einen Teil seines Lebens verbracht und war dort zu Ansehen gelangt. Es ist darum ganz selbstverständlich, dass so ein urwüchsiger Naturmensch die Welt und die Menschen mit andern Augen ansieht und anders beurteilt als jene, die in kleinlichen Verhältnissen aufgewachsen und nie über die enge Dorfgemarkung hinausgekommen sind. Hierin liegt eine gewisse Tragik in Laupers Leben. Seine freiere und reifere Lebensauffassung verstanden die meisten seiner Mitbürger nicht und sie nörgelten an diesem und jenem herum. Lauper vertrug das schlecht und er wollte die Seinen überreden, mit ihm nach Neuseeland zu ziehen. Doch diese konnten sich nicht dazu entschliessen und die Disharmonie in der Familie wurde immer grösser. Mit Behörden und Mitbürgern hatte er sich schon lange entzweit und auch die Seinigen verstanden ihn nicht ; was sollte ihm die Heimat, wo er ein Fremder geworden, noch bieten ? Da erwachte in dem nahezu Siebzigjährigen nochmals die Wanderlust. Er verliess Heimat und Familie und zog wieder über das Meer, angeblich nach Hokitika (Neuseeland). Einmal noch, nach Jahren, fand ein Brief von ihm den Weg in die Heimat. Damals stand er im Dienste der englischen Regierung als Wächter auf einem Leuchtturm im Ozean draussen. Dann hörte niemand mehr etwas von ihm. Er blieb verschollen. Es kam keine Todesnachricht je nach der Heimat. Doch wird der ruhelose Wanderer wohl auch in fremder Erde ein Grab gefunden haben und dort der Auferstehung harren.

Neuseeland aber hat ihm ein herrliches und unvergängliches Denkmal gesetzt, um das ihn mancher « Grosse » beneiden könnte. Dort, wo Whittecombe und Lauper einst unter ständiger Todesgefahr einen Weg über das Gebirge suchten, dort verbindet jetzt der Whittecombe-Pass die Ost- und Westseite der Insel. Nahe der Passhöhe aber erhebt sich ein hoher Bergesgipfel, umkränzt mit Gletschereis und ewigem Schnee, der heisst heute noch : « Jakob Lauper ».



Jakob Lauper
(Zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in Neuseeland)

Sagen.

Sagen sind wie Seerosen ; — sie steigen aus dunkler Tiefe und haben doch Farbe und Duft. (J. C. Heer).

Zur Zeit, da der Grossvater die Grossmutter nahm, da waren bei uns die Sagen noch lebendig und frisch. An den langen Winterabenden kam einmal in dieser, einmal in jener Bauernstube ein fröhliches und emsiges Volk zum « Kilten » zusammen. Da wurde gesponnen und geflochten, da wurden alle die gruseligen Geschichten von Schlangen und Drachen, Gespenstern und Ungeheuern, Zwergen und Hexen erzählt, da wurden die schlichten, schönen Volkslieder gesungen, und wenn der Schlaf sich auf die müden Augen senken wollte, dann wurde schnell ein Tänzchen gemacht und die Arbeit ging wieder leicht von den Händen. Seit aber das Spinnen, Flechten und Kilten vergangen ist, sind auch die Sagen und Volkslieder immer mehr in Vergessenheit geraten. Von vielen Sagen sind uns nur noch einige Bruchstücke geblieben, welche noch das ahnen lassen, was uns verloren gegangen ist.

Hier einige (zum Teil unvollständige) Sagen aus Giffers :

1. Die weisse Schlange. (Bruchstück.)

Unterhalb der Grabenmühle erhebt sich, am rechten Ufer der Aergera, eine hohe, stark überhängende Felswand. Unter dem schützenden Dache derselben wurde in früherer Zeit Kalk gebrannt. Die Ueberreste eines Kalkofens sind heute noch dort zu sehen. Der Fels ist vom Rauch und vom Russ ganz geschwärzt. Der Ort wird darum genannt, « unter der schwarzen Fluh ».

Ein Holzer spaltete einst dort einen Wurzelstock, den das Wildwasser von der « Höll » (Passelbschlund) heruntergeschwemmt hatte. Der Stock fiel auseinander. Er war inwendig hohl und beherbergte eine grosse weisse Schlange mit einem kostbaren goldenen Krönlein. Die Schlange kroch unter der schwarzen Fluh in eine Höhle hinein, welche heute noch sichtbar ist, und machte von da an die Gegend unsicher. Manches Abenteuer wurde unternommen, um die goldene Krone zu gewinnen. Doch soll dies niemand gelungen sein.

(Anmerkung : Die Abenteuer zur Gewinnung der Krone bildeten einst den Hauptteil dieser Sage. Es weiss aber niemand mehr etwas Bestimmtes darüber zu berichten.)

2. Der Blünzima. (Bruchstück.)

Etwa 100 Meter unterhalb der schwarzen Fluh ist die « Blünzimahöhle ». Sie reicht etwa 20—30 Meter tief in den Felsen hinein. Der Eingang befindet sich 10—15 Meter über dem Aergerenbett und kann nur durch Klettern erreicht werden.

In dieser Höhle soll einst ein merkwürdiges Wesen gehaust haben, nämlich eine grosse Schlange, welche einen Menschenkopf hatte, mit struppigem Haar und langem, grauen Barte. Wenn man von unten einen Stein in die Höhle hinaufwarf, dann streckte dieses Wesen den Kopf heraus und blinzelte mit den Augen auf den Uebeltäter. Wehe dem, wenn er alsdann nicht schleunigst die Flucht ergriff !

(Anmerkung : Man wusste früher allerlei Geschichten über den « Blünzima » (= Mann, welcher mit den Augen « blünzt »), zu berichten ; sie sind aber alle vergessen. Interessant dürfte vielleicht noch die Tatsache sein, dass die nordische « Edda » auch von einer Schlange mit Menschenkopf zu berichten weiss.)

3. Ein Ungeheuer. (Bruchstück.)

In einem Hause des Oberdorfes hauste ein Ungeheuer, welches jede Nacht zwischen 12 und 1 Uhr mit einer langen, schweren, eisernen Kette treppauf, treppab durch das Haus rasselte, alle Türen (und wären sie zehnfach verriegelt gewesen) aufriss und dann wieder zuschmetterte.

(Anmerkung : Wie bei den meisten andern « Ungeheuer »-Geschichten, wusste man sicher früher auch zu sagen, *wer* dieses Ungeheuer war, und *warum* es mit der Kette durch das Haus rasseln musste.)

4. Der Mattenherr.

Im Schloss auf der Matte war es zeitweise nicht geheuer, weil « Gilo », der alte Mattenherr spukte. Gilo (= Guillaume) soll der Ahnherr der Markgrafen von Saint Leger gewesen sein. Er erwarb sich Schloss und Landgut « auf der Matte ». Auch soll er durch einen ungerechten Prozess seinen Grundbesitz vermehrt haben. Als man ihn vor diesem Unrecht warnte, soll er trotzig geantwortet haben : « Wenn ich's nur hab ! » Nach seinem Tode fing es dann an

zu geistern und zu spucken. In einer von zwei schwarzen Pferden gezogenen Kutsche sah man oftmals den verstorbenen Gilo mitten in der Nacht den Grenzen seines einstigen Besitztums entlang und dann in scharfem Galopp mehrmals um das Schloss fahren. Das Gefährt jagte endlich gegen den Teich hinüber, wo es verschwand. Alsdann heulte der Hund und riss wie rasend an der Kette. Liess man ihn los, so schoss er wie ein Pfeil dem Teiche zu. Wenn der Pächter am Morgen darauf in den Stall ging, fand er jedesmal die zwei vordersten Kühe in eine einzige « Hälsig » gebunden.

Oft bereitete der Mattenherr den Bewohnern des Schlosses einen kalten Grausen, wenn zur mitternächtlichen Stunde vor diesem oder jenem Fenster sein feuriges Gesicht auftauchte und durch die Scheiben ins Zimmer guckte, dass drinnen alles wie im Flammenschein aufleuchtete.

Zu Anfang der Achtzigerjahre verbrannte das Mattenschloss und gleichzeitig hörte die Spukerei auf.

5. Die Montenachkutsche. (Bruchstück.)

In Vollmondnächten fuhr gegen Mitternacht jeweils eine feine Kutsche vom Eichholz herunter. Sie war inwendig hell beleuchtet. Vornehme Herren und Damen sassen darin. Doch niemand kannte diese. Es sollen längst Verstorbene gewesen sein. Beim Vorderried schwenkte die Kutsche rechts ab und fuhr in die Kiesgrube hinein, wo sie verschwand. Wer sie während der Fahrt aufhalten wollte, der blieb schwerverletzt auf der Strasse liegen. Die Leute nannten diese sonderbare Erscheinung « die Montenachkutsche » (Montenach = vermutl. von « Mondnacht »).

In dieser Sage ist noch deutlich ein leiser Anklang an die alte, heidnisch-germanische Vorstellung vom « Götterwagen » zu erkennen.

6. Die ungeratene Tochter.

Von einer ungeratenen Tochter wird erzählt, dass sie ihrer Mutter ins Gesicht geschlagen habe, als diese ihr wegen ihres schlimmen Lebenswandels Vorwürfe machte. Die Tochter starb bald darauf und wurde begraben. Aber nach drei Tagen, da wuchs die Hand, mit der sie die Mutter geschlagen, zum Grabe heraus und unter der Erde hörte man das Mädchen flehend rufen: « Mutter, Mutter, strafe mich ! ».

Aus dem Sageloch.

Das Sageloch ist ein stilles, verträumtes Plätzchen. Es liegt zu Füssen des alten Schlosses Kinkenrain, dort, wo der junge Moosbach im Schatten des Waldes lustig über mächtige Nagelfluhblöcke sich stürzt. Der Ort hat seinen Namen nicht etwa wegen den zahlreichen Sagen, die sich an ihn knüpfen, sondern von einer Säge, die früher dort stand.

Der Säger, ein jüngerer Mann, wohnte ganz allein in dem alten Hause. Dem Burschen muss dieses Einsiedlerleben nicht gefallen haben. Als einst nach einem langen, grauen Winter die Weiden am Bache wieder Kätzchen trugen, Veilchen und Anemonen um die Säge herum blühten und die weissen Wolken am blauen Himmel in majestätischer Ruhe dahinwanderten, da hielt es den Einsamen nicht mehr länger in diesem weltverlorenen Winkel. Er stellte das Räderwerk der Säge still, schnallte sein Bündel, hieb sich von einem blühenden Schwarzdornstrauch einen knorrigen Wanderstab und wanderte hinaus in die weite Welt. Man hat ihn nie mehr gesehen. Die Säge aber zerfiel und heute ist keine Spur mehr von ihr zu sehen. Der Ort aber heisst noch immer Sageloch.

Folgende drei Sagen knüpfen sich an diese Gegend :

7. Der Tambour.

Ein junger Krieger, ein Tambour war's, zog siegesfroh von einer Schlacht heim. Sein Weg führte ihn durch den Wald von Willisried, gegen das Sageloch hinauf. Der Zwingherr auf Schloss Kinkenrain hatte ihn schon längst erespäht und auch vernommen, der Krieger trage goldene Beute bei sich. Als der Jüngling dann in die Nähe des Schlosses kam, überfiel, tötete und beraubte der Zwingherr ihn. Die Leiche verscharrete er um Mitternacht unter dem Brücklein im Walde von Willisried.

Doch, der Mörder sollte nicht Ruhe haben. In mondhellen Nächten stieg der junge Tambour aus dem Grabe auf, ging wie einst den Waldweg hinauf und trommelte und trommelte, dass der Wald davon widerhallte und das Echo den Zwingherr aus dem Schlummer riss ; trommelte und trommelte bis an das Schloss heran und trommelte dreimal um das Schloss

herum, dass der Zwingherr vor Angst und Schrecken und Grausen fast starb. Viele Jahre lang hat der Trommler so seinen Mörder furchtbar gefoltert und ihn langsam zu Tode gequält.

Und heute noch, wenn der brausende Föhn das Land von Schnee und Eis befreit hat, die Erde mit frischem Grün sich schmückt und die ersten Blumen wieder spriessen, da hält es der Tambour im engen Grabe nicht mehr aus und bittend spricht er zum Herrn des Himmels : « Die Welt war so schön, das Leben so köstlich und das Sterben im Lenze so schwer, o lass mich noch einmal leben, leben und den Menschen die frohe Frühlingshoffnung bringen. » Gott gewährt seine Bitte. In einer Mondnacht, da steigt der Trommler aus dem Grabe und geht trommelnd durch den Wald, wie damals, als er vom Siege heimkehrte. Die Vögel und die Tiere des Waldes horchen auf ; die Menschen erwachen aus Schlaf und Traum und lauschen dem fernen Klang der Trommel, — nicht mit Angst und Zittern, wie einst der Zwingherr von Kinkenrain, — nein, mit Freude, so wie man einer frohen Botschaft lauscht, wissen sie doch jetzt, dass des Winters Macht gebrochen und der liebliche Lenz endlich gekommen ist.

8. Der Leichenzug. (Bruchstück.)

In Quatembernächten sah man oft einen Leichenzug vom Schloss Kinkenrain herunterkommen und dann dem Bach entlang durch den Wald ziehen. Voran trugen 6 Männer einen schwarzen Sarg, dann folgte das Volk in langen Scharen, betend und singend, mit Lichtern in den Händen. Beim Brücklein von Willisried verschwand der ganze Zug. Wer ihm begegnete, musste bald darauf sterben.

9. Der Nachtjäger.

Im Sageloch hauste der Nachtjäger. Hier jagte er mit einer Schar schwarzer Hündlein. Schauerlich tönte dann sein Ruf durch die Nacht : « Huu-tä-tä, huu-tä-tä ». Oft raste er mit seiner Meute und einer finstern Jägerschar durch das Farneraholz und dann im Sturmgebraus über das Rechthaltenmoos. Wehe dem, der dann neugierig das Fenster öffnete, um

den wilden Jäger zu sehen, dem schwoll der Kopf riesig auf oder er wurde von einer bösen Krankheit befallen. Und wer ihm draussen begegnete, der musste sich schnell auf den Boden legen und mäuschenstill warten, bis er vorüber. Wer aber von ihm gefragt wurde, welche Stunde es sei, oder wohin der Weg führe, der musste das rechte Sprüchlein wissen, sonst konnte es ihm übel ergehen.

Doch nicht nur im Sageloch, auch andernorts wurde der Nachtjäger gehört und gesehen. Als er einst über die Allmend jagte, da öffnete ein verwegener Bursche das Fenster und rief spöttend hinaus: « Huu-tä-tä ! » Da sauste eine Pferdefuss hart an seinem Kopfe vorbei und fiel polternd auf den Zimmerboden. Draussen aber tönte die Stimme des Nachtjägers: « Hesch mer hälfe jage, — chasch mer hälfe gnage ! » Der Pferdefuss aber war nicht mehr vom Platze zu bringen und blieb jahrelang in der Stube.

Ein andermal ging die wilde Jagd der Aergera entlang. Das war ein schauriges Heulen und Schreien und Schnauben in jener Nacht. Eine Frau öffnete das Fenster, lehnte sich hinaus und rief: « Schwüg doch, du alta Brüeli ! » In diesem Augenblick erhielt sie einen « Chlapf », der gleichzeitig beide Wangen traf und wie Feuer brannte. Die Wangen der Frau färbten sich dunkelrot und wurden schliesslich schwarz. Die Zähne fielen ihr aus dem Munde und nach zwölf Tagen starb sie unter schrecklichen Schmerzen.

Ein Holzer berichtete, er habe den Nachtjäger einmal ganz nahe geschaut. Es sei eine hohe, in zottige Pelze gehüllte Gestalt, mit « kuttertem », langem Haar, blitzenden Augen und wallendem Bart. Augenbrauen und Bart hätten aber gar nicht ausgesehen wie Haar, sondern wie graugrüner Tannenbart.

Einmal ging die nächtliche Jagd durch den Wildwald. Ein Holzdieb war dort gerade an der Arbeit. Plötzlich stand der Nachtjäger drohend vor ihm. Der Dieb aber erhob schnell die Axt gegen ihn. Da geschah etwas merkwürdiges. Der wilde Jäger wuchs so hoch empor, dass sein Haupt beinahe die Wolken berührte. Dann rauschte es und mit drei Schritten stand der Riese auf der andern Seite des Aergerentales, — oben im Tscherlawald.

Der Nachtjäger wird auch Hutätä oder Hutata genannt. Im Gruyéerland (Gegend von Montbovon) heisst er «Taïaut». Viele Leute meinen, es sei der Teufel, andere sagen, es sei der ewige Jud (Ahasver). In Wirklichkeit aber ist das ein Ueberrest aus jener fernen Zeit, wo unsere Vorfahren nach den Göttern opferten, und der wilde Jäger ist niemand anders als der Gott Wodan, der Allvater der Walhalla, der da über die Erde geht, dessen Mantel der blaue Himmel und dessen Hut die Wolken sind. Um die heidnischen Götter dem Volke zu entfremden, machte das Christentum aus ihnen feindliche Dämonen. Der väterliche Wodan wurde zum teuflischen Nachtjäger. In einem tieferen Sinne aber ist diese Gestalt die Personifizierung jener undefinierbaren, man möchte fast sagen dämonischen Unruhe, die mehr oder weniger in jedem Menschen steckt; jener Unruhe, die den Jakob Lauper nach dem fernen Neuseeland und den Säger von Kinkenrain auf Nimmerwiedersehen in die weite Welt hinaustrieb; jener Unruhe, von der schon der heilige Augustin schrieb: Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott.

Etwas Menschliches haftet auch an jenen Gestalten, die den wilden Jäger in Sturmesnächten begleiten, deren schauerliches « Hüo-hüo-Rufen sich mit dem Wiehern und Schnauben der Pferde, dem Knallen der Peitschen und dem Heulen des Windes wie zu einem mächtigen Weheruf vereinigt. Diese dunklen Gestalten, sie versinnbilden das namenlose Heer aller Verworfenen, Betrogenen und Schuldbeladenen, die ruhelos über die Erde wandern und in heißer Sehnsuchtsqual vergeblich nach den sonnigen Tagen des verlorenen Glückes jagen.

Ihr seid das grosse Weh der Welt,
Das schluchzend durch die Nächte gellt,
Das rastlos um den Erdball jagt
Und wider Gott und Menschen klagt.

— — — — —

Ihr wandert über Land und Meer,
Ihr seid ein arm und finster Heer,
Ihr tragt ein sturmzerrissnes Kleid,
Gewebt aus Schuld und Herzeleid.

(J. C. Heer.)

10. Das Ungeheuer im Flachsnerawalde.

Im Walde oberhalb der Flachsnera hauste ein Ungeheuer. Wer zu gewissen Zeiten um Mitternacht dort vorbeiging, der hörte es den steilen Waldweg herauf schnauben und keuchen. Dabei jammerte es : « O weh, o weh, o weh ! »

Junge Burschen, die einst in später Nachtstunde dort durch den Wald gingen, hörten das Ungeheuer rufen: « Machet Platz ! — Flieht ! » Darauf rollten von der Höhe des Wildwaldes mehrere Dutzend Baumstämme herunter und legten sich kreuz und quer über den Weg. Am andern Morgen war von denselben nichts mehr zu sehen.

Ein Fuhrmann musste einst nachts durch den Flachsnerawald fahren. Da hörte er das Ungeheuer keuchend herankommen und ganz in seiner Nähe rief es : « O weh, o weh, o weh ! » In diesem Augenblicke flog eine ungeheuere Schar schwarzer Vögel aus dem Walde und liess sich mit grossem Gekreisch auf Fuhrmann, Wagen und Pferde nieder. Der Fuhrmann knallte mit der Peitsche, aber die Vögel waren nicht zu verscheuchen. Erst am Ende des Waldes flogen sie auf und verschwanden.

Wer war dieses Ungeheuer ?

Der Geist eines verstorbenen Menschen war es, der wegen einer begangenen Ungerechtigkeit nicht Ruhe finden konnte und so seine Schuld büßen musste.

Wie kam das ?

Zwei Brüder teilten das väterliche Erbe. Der Aeltere übervorteilte den Jüngern und zog den Flachsnerawald ungerechterweise an sich. Wohl plagte ihn darum das böse Gewissen, doch Ehrgeiz und Habsucht liessen nicht zu, dass er noch rechtzeitig sein Unrecht gutmachte. Da starb er eines plötzlichen Todes. Kaum war er begraben, da begann im Flachsnerawalde jenes Ungeheuer zu spuken und Schrecken und Grauen zu verbreiten. Der jüngere Bruder ahnte, es könnte der Geist seines Bruders sein und fragte den Pfarrer, was da zu tun sei. Dieser riet ihm, er solle sich um Mitternacht in den Wald begeben und das Ungeheuer, wenn es sich ihm nahe, also anreden : « Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit, wenn du mein Bruder bist, so sage, was fehlt dir ? » Der Bruder war entschlossen, das zu tun. In der folgenden Nacht begab er sich in den Wald, setzte sich auf einen Baumstamm und wartete.

Als es Mitternacht schlug, hörte er tief im Walde drunten das Ungeheuer jammern : « O weh, o weh, o weh ! » Jetzt kam es keuchend den Hang herauf, immer näher. Schnell machte er die Rede bereit, um es anzusprechen. Aber in diesem Augenblicke schrie es ihm schon ins Ohr hinein : « O weh, o weh, o weh ! » und er verspürte den eiskalten Atem des Ungeheuers. Entsetzen packte ihn und er floh so schnell ihn die Füsse tragen mochten, über Stock und Stein den Wald hinunter und dann gegen den Graben hinüber nach seiner Wohnung. Das Gespenst jagte hinter ihm her und rief beständig : « O weh, o weh, o weh ! » Da, endlich langte er atemlos zu Hause an. Mit Händen und Füßen schlug er an die verriegelte Türe, so dass sie aus Schloss und Angeln sprang. In der Ferne hörte er es noch immer jammern : O weh — o weh — o weh ! —

Ein heftiges Fieber befiel ihn. Viele Wochen musste er das Bett hüten. Als er dann endlich wieder aufstehen durfte, da war sein erster Gang nach dem Flachsnerwalde, wo er am Wege, nahe an der Stelle, wo er das Ungeheuer hatte anreden wollen, ein Bild der schmerzhaften Mutter Gottes an einem Baume befestigte. Wer aber dort vorbeiging, zog den Hut und sprach ein kurzes, kräftiges Gebet für die arme Seele. Das wirkte. Immer seltener wurden die Klagerufe des Ungeheuers gehört und endlich verstummten sie ganz. Die arme Seele hatte Erlösung und Ruhe gefunden.

11. Der Harzer.

Es war einmal Sitte, dass sich die Angehörigen der verschiedenen Gemeinden mit derben Spottnamen neckten. Die Gifferser wurden von den Auswärtigen als « Harzer » begrüßt. Harzer, das ist eigentlich gar kein übler Name. Erinnert er doch an den gesunden und würzigen Duft des Waldes. Erinnert auch an eine verschwundene Industrie, die Harzkuchenfabrikation, welche früher hauptsächlich in Giffers betrieben wurde. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich vor 25 Jahren « Harzers Hans » beim Giessen der duftenden honigfarbigen Harzkuchen zuschaute. Dieses Produkt (« Giffersanken » nannten es die Rechthaltner), fand Verwendung beim Schlachten. Eine Sage erzählt uns, wie die Gifferser zum Spottnamen « Harzer » kamen.

In den Wäldern zwischen Giffers und Praroman hauste ein Bär. Der hatte in der Umgegend schon manches Schaf und manche Ziege zerrissen. Eines Tages veranstalteten die Bürger von Praroman eine Treibjagd, um das böse Vieh unschädlich zu machen. Ein Gifferser sammelte gerade in jenem Walde Harz. Da hörte er Hundegebell und Hörnerschall. Immer näher kam der Lärm. Plötzlich knackten hinter ihm die Zweige und wie er sich umwandte, gewährte er einen grossen, zottigen Bären, der brummend auf ihn loskam. Der Gifferser kletterte in der Todesangst schnell auf eine Tanne hinauf. Der Bär ging schnuppernd um den Baum herum und trottete dann weiter. Der Gifferser glaubte sich schon gerettet; da kam aber das Schlimmste erst noch. Die gehetzte Meute stürmte heran und machte plötzlich unter der Tanne Halt. Ein Dutzend blutgierige Hunde bellten zum geängstigten Manne hinauf. Nun kamen die Jäger, sahen in den Aesten droben ein Lebewesen und meinten nichts anderes, als das sei der Bär. « Loà, loà, lé inque, lé inque ! » riefen sie freudig. Schon legte einer das Gewehr an die Wange und zielte. Da rief der Gifferser aus Leibeskräften: « Halt ! schiess nit. I bü nit der Bär ; i bü nume an arma Harzer va Güfersch ! » Der Jäger, der zum Glück deutsch verstand, riss das Gewehr aus dem Anschlag und rief seinen Genossen zu: « Halt ! Terri-de-pâ. Lé on pourro pezené de Tzevreiblé ! » Wie auf Kommando senkten sich die Gewehre und die Jäger brachen in ein schallendes Gelächter aus. Unterdessen war der Harzer vom Baume heruntergeklettert und stand nun wie ein ertappter Dieb schlotternd vor den Welschen. Doch diese gaben ihm nur zu verstehen, er solle sich künftig sein Harz in den Wäldern von Giffers holen.

Die Geschichte wurde bald im ganzen Lande bekannt und man nannte von da an die Gifferser nur mehr die « Harzer » und die Praromaner die « Bären ».

Quellenverzeichnis.

a) Gedruckte Quellen.

- Archives de la Soc. d'histoire du canton de Fribourg.
Freiburger Geschichtsblätter. (F. G. B.)
Memorial de Fribourg.
Annales fribourgeoises.
Etrennes.
Emulation.
Recueil diplomatique.
Mémoires et Documents.
Bulletin des Lois.
Schweizerisches Urkundenregister.
Beiträge zur Heimatkunde.
Pages d'histoire (Jubiläums-Festschrift).
Mgr Besson : Nos Origines chrétiennes.
Mgr Gumy : Regeste d'Hauterive.
P. Ap. Dellion : Dictionnaire des paroisses catholiques.
G. Castella : Histoire du Canton de Fribourg.
Dr. L. Suter : Schweizer-Geschichte.
Attinger : Historisch-biographisches Lexikon.
P. de Zürich : Les fief de Thierstein.
P. de Zürich : Les Origines de Fribourg.
J. Stadelmann : Etudes de Toponymie romande.
J. J. Hisely : Histoire du Comté de Gruyère.
Remy de Bertigny : Chronique fribourgeoise.
Dr. Berchtold : Histoire du Canton de Fribourg.
Dr. Berchtold : Histoire de l'instruction primaire.
Dr. E. Dévaud : L'école primaire fribourgeoise sous la République helvétique.
Fr. Kuenlin : Dictionnaire géogr., stat. et hist. du Canton de Fribourg.
J. Grimm : Deutsche Rechtsaltertümer.
J. Grimm : Deutsche Mythologie.

b) Ungedruckte Quellen.

Im Kantonsarchiv :

Ratsmanuale (R. M.)

Ratserkanntnusbücher (R. E. B.)

Gemeindestatutenbuch.

Stadtsachen.

Alte Landschaft

Daguet : Courses historiques.

Daguet : Extraits historiques.

Repert. der Magern-Au (M. A.)

Schulberichte.

Nachlass Gremaud.

Petitionen, Pläne usw.

Im Pfarrarchiv :

Verschiedene Schenkungs- und Stiftungsurkunden.

Zirkulare, Briefe, Verzeichnisse usw.

Im Gemeinearchiv :

Gemeindeprotokolle I. Band 1843—1884.

Gemeindeprotokolle II. Band 1884—1894.

Allmendbuch der Gemeinde Giffers.
